

Autorin Regula Portillo

Ausschnitt aus *Wir in San Andrés*

Mentorin: Verena Stössinger

[...]

„Wir fahren auf Reserve“, sagte Paul, „bald leuchtet das Lämpchen auf.“ Obwohl das Benzin problemlos bis nach Hause reichen sollte, klang er besorgt.

Längst waren Nicaraguas Häfen von US-amerikanischen Streitkräften vermint und für den Schiffsverkehr unbefahrbar gemacht worden. Vor wenigen Tagen hatten nun aber Marinesoldaten auch noch die Öltanks in Corinto zerstört. Das ganze Land litt unter den dadurch entstandenen Engpässen, in León waren die Tankstellen vorübergehend geschlossen worden.

Sie würden eine Weile ohne den Jeep auskommen müssen.

Ruth zeigte auf einen kleinen Berg.

„Warst du schon einmal oben?“, fragte sie.

„Wo, auf der *Colina del olvido*?“

„Hügel des Vergessens? Heißt der so?“

„Wenn du diese Anhöhe auf der rechten Seite der Straße meinst, dann ja.“

„Du warst also schon oben?“

„Nein. Wie du weißt, haben mich Berge noch nie besonders interessiert. Nieder mit den Alpen. Freie Sicht aufs Mittelmeer!“

„*Colina del olvido*“, murmelte Ruth. „Und warum heißt der so?“

„Warum weiß ich nicht“, antwortete Paul. „Der Gemeindevorsteher hat den Namen einmal erwähnt, es soll auch einen Fußweg hinauf geben.“

„Da möchte ich hin.“

„Frag einen Jungen aus dem Dorf, ob er dich hochführt.“

Das war eine gute Idee. Bestimmt würde einer von Rosas Enkeln sie



und Markus begleiten.

Am Samstag hätten sie zum Beispiel Zeit.

„Was wollt ihr denn auf dem Hügel?“

Rosa stand an der Tür und schüttelte den Kopf: „Dort gibt es nichts zu sehen.“

„Und ob es da etwas zu sehen gibt“, mischte sich auf einmal ihr Mann ein.

Er trat auf die Straße, kniff seine Augen zusammen. Die Sonne blendete ihn.

„Von nirgendwo hat man einen besseren Blick auf unser Land und unsere Vergangenheit. Soll Pepe den beiden den Weg nur zeigen.

Wichtig ist, dass ihr nicht der Autostraße entlang geht, das ist zu weit.

Es gibt eine Abkürzung über das Feld. Wartet, ich hole den Jungen.

Pepe! Pepe!“

„Könnt ihr von hier aus allein weitergehen?“, fragte Pepe, als sie nach etwa einer halben Stunde am Fuß des Hügels angekommen waren.

Er machte eine Handbewegung nach oben: „Folgt einfach dem Weg.“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, drehte er sich um und rannte in die Richtung, aus der sie gekommen waren, davon.

„Das war aber anders abgemacht“, sagte Markus, während er Pepe nachschaute. „Eigenartig, nicht?“

Ruth blieb stehen und strich sich den Schweiß von der Stirn: „Bei dieser Hitze hat er wohl einfach Besseres zu tun. Dann gehen wir halt allein.“

Wenn es nur nicht so unglaublich heiß wäre.

Die Sonne brannte erbarmungslos und ein feuchtwarmer Wind blies ihnen ins Gesicht. Die Wasserflaschen waren schon zur Hälfte ausgetrunken.



Es war unwirklich still um sie herum. Kein Zirpen, kein Zwitschern, nichts. Geräuschlos schwirrten braun gepunktete Schmetterlinge dicht über dem Sandweg. Nur manchmal knackte es im Gebüsch.

Der Pfad führte jetzt steil nach oben, schlängelte sich zwischen dichtgewachsenen Bäumen und Sträuchern hindurch. Obwohl der Boden sehr trocken und die unteren Äste der Sträucher dürr waren, strahlten die Blätter noch immer in einem kräftigen Grün.

Markus ging voraus. Ruth stieß sich bei jedem Schritt mit der Hand auf dem Knie ab.

„Ein bisschen langsamer“, rief sie Markus nach.

Markus blieb stehen und drehte sich um: „Alles in Ordnung bei dir?“

„Außer der Hitze.“

Markus schraubte seine Wasserflasche auf, hielt sie Ruth hin.

„Mit der Regenzeit soll es ein bisschen kühler werden.“

„Hm.“

Dann kamen sie oben auf einer großen Lichtung an. Es roch säuerlich und nach Verdorbenem. Sie blieben stehen, blickten über San Andrés und weiter bis zu den zwei Vulkanen.

„Nicaragua liegt uns zu Füßen“, sagte Markus.

Der Anblick der malerischen Landschaft war beeindruckend.

Erst dann entdeckten sie die Ruinen im hinteren Teil der Lichtung. Sie überquerten die dürre Wiese bis hin zu den eingestürzten Mauern, schauten sich um. Zuhinterst stand so etwas wie ein Stall mit verkohlten Dachbalken.

„Wer wohnte wohl hier?“, fragte Ruth.

„Ruth, da drüben“, flüsterte Markus.

„Wie?“

„Nicht so laut. Dort lehnt ein Gewehr an der Mauer.“

Tatsächlich.

„Gehen wir“, sagte Markus leise.

Er fasste nach ihrem Arm.



Sie machten ein paar Schritte rückwärts, wandten sich ab.

„*¡Compañeros!*“, rief da eine Männerstimme.

Sie zuckte zusammen, spürte, dass auch Markus ganz starr geworden war.

„*No tengan miedo, soy yo, Don Sebastián.*“

„¿Don Sebastián?“

Markus ließ Ruth los, drehte sich wieder um.

„Don Sebastián, Sie haben uns erschreckt.“

Ruth atmete erleichtert auf und schritt Don Sebastián entgegen, reichte ihm die Hand: „*Don Sebastián, ¡qué susto!*“

Don Sebastián wohnte etwas außerhalb von San Andrés. Er war Schuhmacher. Manchmal saß er neben seinem Handkarren auf dem Kirchplatz und flickte Schuhe. Anders als die meisten Dorfbewohner hatte er schon als Kind Lesen und Schreiben gelernt, ein Verdienst, das ihm trotz der Eigenbrötelei, die man ihm nachsagte, ein gewisses Ansehen verlieh.

„Ich bin oft hier“, sagte er. „Bei meinen Söhnen.“

Wohnten sie hier – nein, das war nicht möglich.

„Meine drei Söhne haben nicht auf mich hören wollen“, fuhr er fort, „und ich habe sie vor nichts beschützen, vor nichts bewahren können, keinen einzigen von ihnen. Auch meinen Bruder nicht, sie sind alle tot.“

Ruth zuckte zusammen, sie wusste nicht, wovon Don Sebastián redete, und nickte trotzdem. Angespannt blickte sie in seine traurigen Augen. Hatte sie richtig gehört, dass seine Söhne gestorben waren? Wäre das etwa ein Friedhof, hier oben?

„Ich war ein gläubiger Mann, am Verzeihen bin ich gescheitert. Früher habe ich Bänder gesehen zwischen den Menschen, zwischen manchen ein dünnes rotes, zwischen anderen ein dickes gelbes, doch jetzt sehe ich nichts mehr. Es gibt nichts, was die Menschen zusammenhält. Ich glaube nicht an den Wechsel, nicht an die Revolution. Das Böse ist hier,



lauert hinter dem nächsten Stein.“

„Don Sebastián“, fragte Markus, „was ist das hier?“

„Wer leben will, muss vergessen.“

Colina del olvido, der Hügel des Vergessens, schoss es Ruth durch den Kopf.

„Das hier“, sagte er dann doch leise, aber geradezu hitzig, und zeigte auf die Ruinen, „war Somozas Gefängnis. Eines von vielen im Land. Mit seiner Unterschrift und im Namen der Gerechtigkeit wurde hier während Jahren vergewaltigt, gefoltert und gemordet. Dann zeichnete sich der Sieg der Revolution ab. Die Folterknechte steckten alle Gebäude in Brand und flohen nach Costa Rica oder in die USA, wo sie jetzt bestimmt ein gutes, unbeschwertes Leben führen, diese Bastarde.“

Ruth fasste nach Markus Hand. Ihr war schwindlig.

„Vom Dorf aus haben wir die Rauchsäulen gesehen und das Schreckliche geahnt. Hier starben mehr als 600 Kinder, Frauen und Männer.“

Er sprach mit monotoner Stimme, es klang wie ein Gebet.

Ruth brachte kein Wort heraus. Markus drückte ihre Hand. Warum nur hatten sie nichts davon gewusst? Wussten Paul und Elsa davon? Und wären sie hierher gekommen, hätte ihnen im Dorf jemand von Somozas Gefängnis erzählt?

„Aber die Verantwortlichen werden doch bestimmt noch zur Rechenschaft gezogen, oder?“, fragte Markus.

„Diese Hoffnung habe ich längst begraben“, antwortete Don Sebastián, „im Gegenteil. Ich fürchte, der Tag ihrer Rückkehr naht.“

Er wedelte mit der Hand, als müsse er die schlimmen Gedanken und Erinnerungen wieder vertreiben. Sie gingen ein paar Schritte. Don Sebastián ging gebückt. Er holte sein Gewehr, hängte es um seine Schulter.

„Wie heißen sie“, fragte Markus.



„Meine Söhne?“

Markus nickte.

„Sebastián, Eugenio und José Alfredo.“



Alle Rechte vorbehalten.

Dieser Text entstand im Rahmen der Literaturplattform *double*
des Migros-Kulturprozent.

www.double-literaturplattform.ch